

Die Feindschaft des Apothekers.

Novelle von Moritz von Reichenbach. — (Basta Gräfin Reihufst-Duc.)

Vor dem oberflächlichen Landstättchen Marienberg zieht sich eine lange Reihe von Scheunen hin; denn die Bürger sind meist auch Ackerbauer. Wenn man, von der Chaussee kommend, das Städtchen mit seinen beiden Kirchthürnen und roten Dächern, umgeben von einem Kranze grüner Bäume, liegen sieht, meint man, die Leute dort müßten inmitten ihrer Gärten und Felder in idyllisches Leben führen. Das man aber erst einmal am Schenkstisch des Gasthofs „Zum weißen Adler“ gesessen, so bekommt man eine andere Ansicht. Thatsächlich gibt es mehr Gant als Eintracht in dem idyllischen Nest; denn gerade weil man auf einander angewiesen ist, kennt man auch die Schwächen seiner Nachbarn allzu genau und beschäftigt sich mit ihnen, darsichtlich aus Mangel an anderweitiger Zerstreuung, recht ausgiebig.

Die Streitbarsten waren der Apotheker Stanislawski und der Müller Walzel. Der Müller behauptete, eine gute Futtermittel sei mehr werth als des Apothekers ganzer Giftschrank, und das Klappern seiner Mühle sei inhaltsvoller als die gelehrten Geschwätzchen, die der Apotheker aus seinem Laboratorium zu erzählen pflegte. Damit traf er des Apothekers empfindlichsten Punkt und verdrarb diesem die Laune so weit, daß das Bier am Stammtisch ihm schließlich nicht mehr schmeckte. Die Ackerbauer stießen oneinander; so gab es nicht endlose Zanereien wegen unbefugten Hütnens, nichtberechtigten Betretens der beiderseitigen Felder und dergleichen mehr. Am Ende übertrug der Müller an seiner Grenze einen Drahtzaun auf, den der Apotheker als hochmüthige Verschönerung bezeichnete, und über den sich die Frau Apothekerin bei ihren Honoratiorenkaffees mokirte. Es war aber in diesen Kaffeegesellschaften nicht bloß von Drahtzäunen die Rede, sondern auch von alten Geschichten, die vor zehn Jahren passirt sein sollten, und von denen man nur leise und mit heimlichem Grinsen zu sprechen wagte. Daß hiezu auch die Müllersfrau noch nicht vergessen gehabt, daß sie doch bloß eine Bauerntochter aus einem Dberdorf war; damals hatte sie auch noch ländliche Kleidung getragen, wie sie sich für sie gehörte. Jetzt putzte sie sich und wollte es den Städtchenern gleichthun, die doch niemals mit der Bauerntochter verkehren würden, wenn sie auch reicher war als alle anderen. Der Reichtum der Müllersleute war eben der Punkt, um den sich die nunmehr Gerüchte drehten, und die Frau Apothekerin pflegte mit zum Himmel erhobenen Augen zu sagen: Die Heiligen mögen wissen, ob das Alles mit rechten Dingen zugeht.

Durch kleinlichen Aerger reichlich geärgert, schmolte der Haß des Apothekers gegen den Müller langsam weiter, bis in Brand, der auf unerklärliche Weise in der Scheune des Müllers ausbrach, auch den alten Haß zur hellen Flamme entfaltete. Der freiwilligen Feuerwehrgesellschaft es nämlich erst dann, des Brandes Herr zu werden, als auch die hochachtbare Scheune des Apothekers niedergebrannt war. Während zudem der Müller mit seinem Gebäude gut verwickelt war und sein Getreide schon rauhbar hatte, verbrannte das Korn des Apothekers; auch war seine Versicherung eine geringe, die den Schaden nur wenig deckte.

Wer es nun zuerst ausgesprochen hatte, das wußte nachher Niemand, aber das Gerücht kam auf, der Müller hätte die baufällige Scheune angezündet, um die hohe Versicherungssumme herauszubekommen. Das Gerücht nahm öde Dimensionen an, daß die Staatsanwaltschaft sich daran mischte, und es dem Zeugenhör kamen nun plötzlich die alten Geschichten zum Vorschein, von denen man nur gemunkelt, nie man aber nie vergessen hatte. Daran vor zehn Jahren war das ganze Mühlengeschäft unter ähnlichen Umständen, wie jetzt die Scheune, abgebrannt, und zugleich paßte die Geschichte mit der jungen Schwester des Müllers, der Paulina Walzel, die mit vierzig Jahren plötzlich gestorben war, gerade in dem Augenblick, da der Müller ihr zur Ausstattung ein Erbvermögen von dreitausend Mark hätte auszahlen müssen.

Es that dem Apotheker sehr leid, daß er in dieser Sache befragt wurde, aber da es einmal geschah, so konnte er allerdings nicht umhin, zuzugeben, daß er kurz vor dem Tode der Paulina Walzel ihrem Bruder gegen Giftschneiderei verkauft habe, da die Rattenplage in der Mühle damals sehr arg gewesen sei sollte.

Der Fischer Marzischel, der gegenüber der Mühle wohnte und die Paulina hatte heirathen wollen, erinnerte sich nun auch wieder ganz deutlich des damaligen Brandes.

„Ich wachte in der Nacht auf,“ sagte er, „weil der Hund so bellte. Da ich auch gleich, daß die Flammen aus dem Dache der Mühle schlugen. Ich sah aber in den Hof kam, da war das Vieh aus den Ställen gerufen und die Betten und guten Sachen aus dem Hause auf die Straße geschoben; bloß die Paulina sah ich nicht. Wo ist Deine Schwester?“ fragte ich den Müller. „Sie hat ja keine und keinen und Obren, die wird nicht ver-

brennen,“ antwortete er. Ich aber hinein in das Haus und die Treppe hinauf; denn die Paulina schlief in der Stiebelstube. Wie ich hineinkam, da war alles voller Rauch, und die Paulina lag ausgebreitet auf der Diele wie todt. Die Treppe fing schon an zu brennen, aber ich habe das Mädchen doch noch hintergetragen. Da ist dann der Müller dazu gekommen und hat ein großes Geschrei gemacht, und wir haben sie unter die Pumpe gelegt und Wasser über sie laufen lassen, bis sie wieder zu sich gekommen ist. Acht Tage später aber ist sie doch gestorben; denn das Fieber ist plötzlich über sie gekommen und schreckliche Schmerzen, daß sie sterben mußte. Vorher ist sie aber immer gesund gewesen; darum denke ich, es hat ihr einer was angethan.“

Marzischel wurde befragt, warum er seinen Verdacht nicht gleich damals ausgesprochen hätte. Da sagte der Fischer, das Leben sei ihm verleidet gewesen, und er sei auf die Wanderschaft gegangen; denn lebendig machen hätte er die Paulina doch nicht getონnt, wenn er auch zehnmal den Müller angeklagt hätte. Aber geheuer sei ihm die ganze Sache nicht gewesen.

Der Müller war während der Verhandlungen todtblau und sah nur auf und zu seine Frau an, die das Gesicht in den Händen versteckte und bitterlich weinte.

„Ich habe nichts Unrechtes gethan, es ist alles bloß Neid und Bosheit,“ wiederholte er stets. Aber er wurde doch in Haft genommen und der Prozeß ging seinen Gang.

Walzel war nach Ratibor ins Gefängniß abgeführt worden.

„Ja, ja, Hochmuth kommt vor dem Falle,“ sagte die Apothekerin und ging öfter als nöthig vor dem Mühlengraben vorbei, auf dem jetzt die Frau allein wirthschaftete.

„Heute habe ich die Müllerin gesehen,“ berichtete sie eines Tages ihrem Manne. „Ganz blaß ist sie geworden und blickt einen nicht mehr so gerade an wie sonst. Die Augen sehen ordentlich eingefunken aus.“

Die Apothekerin schien sehr beunruhigt von ihren Wahrnehmungen, bekam aber keine Antwort von ihrem Manne, denn der war ganz vertieft in das Lesen einer ihm kürzlich zugesandten Broschüre, an deren Rand er verschiedene Bleistiftstriche machte. Gegen Abend ging er zum Müller, und nach vielem Hin- und Herreden entschloß sich dieser, dem Apotheker ein paar Papierenblumen aus einem der Todtenkränze mitzugeben, wie sie die Bauern ihren verstorbenen Mägdelein aufhängen, und die sie zum Andenken an die Dahingegangenen hinter den Altar hängen.

„Die Kränze sollen verboten werden, weil sie mit Schweinfurter Grün gefärbt sind,“ sagte der Apotheker, und ich will doch einmal in meinem Laboratorium prüfen, ob der Unfug auch hier bei uns im Gange ist.“

Er nahm die Blumen mit sich und unterzog sie in seiner gewöhnlichen peinlichen und wichtigthuenden Art, wobei er nicht umhin konnte, öfter zu murmeln: „Der Dummkopf, der Walzel, von Chemie hat er nicht die leiseste Ahnung, aber das große Maul hat er immer.“

Nach solchen Abschweifungen vertiefte er sich wieder in die Analyse des Farbstoffs der Papierenblumen.

Die Klingel in der Apotheke wurde gezogen. Da der Provisor ausging, kam der Apotheker selbst, der immer gesund war und scharf als Kunde zu ihm kam.

„Ich verstehe kann,“ fuhr er den Jungen an.

Dem tiefen jetzt die biden Thränen über die Backen, und halb schluchzend, halb schreiend, brachte er heraus: „Sie haben das Gift, das nichtberäthliche, in der todtten Paulina gefunden, und der Vater soll dafür sterben, sagen sie.“

Der Junge hatte inzwischen Zeit gehabt, sich auf zu befinden, was er eigentlich gewollt hatte.

„Herr Apotheker, der Vater hat's nicht gethan, das sagt die Mutter, und das ist auch gar nicht möglich, und ich bin ja gekommen, um Sie sehr schön zu bitten, daß Sie sich befinden möchten, vor hier vielleicht das Gift, das man Arsenit nennt, gekauft hat. Denn es muß von einem Feinde vom Vater in das Grab gethan worden sein.“

„Wer hat Dir denn so einen Unsinn eingegeben, Junge?“ brauste der Apotheker auf.

„Niemand, niemand, Herr Apotheker, aber ich weiß, daß es so ist, ich weiß es ganz genau; denn das Gift ist da, und vom Vater kommt's nicht her. Erbarmen Sie sich doch und sagen Sie mir, wer hier seit zehn Jahren Gift geholt hat; denn in Ihren Büchern steht es doch, Sie werden es schon wissen, wer das Gift geholt hat!“

Der Apotheker sah ihn starr an. „Was das für ein Junge ist! Wie soll denn einer Gift in das Grab gethan haben? Das ist ja ganz unmöglich!“

„Aber es ist ja doch viel unmöglicher, daß es von meinem Vater herkommt,“ schrie der Junge und blidte den Apotheker mit so zornfunkelnden Augen an, daß dieser meinte, nun sei es genug, und lauter und aufgeregter nach dem Provisor rief, als sonst seine Art war.

„Ich habe keine Zeit mehr,“ sagte er. „Rufen Sie den Jungen zur Ruhe, oder setzen Sie ihn an die Luft. Es ist ja schlimm, wie es um seinen Vater steht, aber ich kann es nicht ändern.“

Da stand nun der arme Junge, und vor Jörn und Schmerz über die Behandlung, die man ihm zutheilen werden ließ, verriegelte seine Thränen. Er sah an dem Hause in Höhe.

„Wartet nur, morgen komme ich doch wieder,“ murmelte er; „dann ich weiß, daß ich recht habe. Und wenn der Apotheker mich morgen auch nicht hören will, da fahre ich bis zum Rader. Ich muß dem Vater helfen, und die Mutter sagt: Nie und nie hat der Vater so etwas gethan!“

Oben in seinem Zimmer aber ging der Apotheker unruhig hin und her. Er trat an das Fenster, sah in die finstere Nacht hinaus, lief an den Schreibtisch, versuchte zu lesen, legte das Buch beiseite und ging wieder hin und her, bis seine Frau ihn zum Abendbrot rief.

von Schweinfurter Grün gesprochen. Was wußte der Müller davon, daß Arsenit im Schweinfurter Grün enthalten ist! Wer konnte ihm beibringen, daß er mehr wußte, als die Richter in Ratibor? Wen ging das etwas an? Er würde einfach schweigen und die Dinge ihren Lauf gehen lassen, dann hatte er Ruhe.

Er starrte vor sich hin. Wie eine Vision stieg es vor ihm auf: ein Schaffott — der Müller Walzel, sein Feind, mit gebundenen Händen — sie legten ihm ein Tuch um die Augen — Stanislawski schauderte.

Aber mußte es denn gleich zum Neubersten kommen? Und dann, selbst wenn Stanislawski nach seinen Untersuchungen und nach dem, was in der Profschüre gestanden hatte, überzeugt war, daß das Arsenit aus der Farbe der Todtenkränze in die Leiche übergegangen war, selbst dann konnte der Müller Walzel seine Schweser doch noch außerdem vergiftet haben! Zuerst hatte er gewollt, daß sie mit verbrennen sollte; da dies nicht gelang, war, hatte er ihr das Gift gegeben. Das war doch ganz einfach. Stanislawski hatte das damals noch, beim Zeugenverhör, für recht gut möglich gehalten. Warum setzten es ihm denn jetzt ein einmal, als wäre es nicht so gewesen? Was war zwischen damals und jetzt verändert? Trotz seines Sträubens fühlte er, es war alles anders geworden. Damals hatten sie alle den Wunsch gehabt, dem Müller zu schaden; er, seine Frau, der Fischer. In der dumpfen Atmosphäre der kleinen Stadt waren Mißgunst, Schadenfreude und Bosheit üppig gediehen wie die Giftpflanzen, und dem drohenden Todesurtheil gegenüber fragte sich Stanislawski: „Kann es nicht auch anders sein, kann der Müller nicht unschuldig sein?“

Es war ihm, als hörte er wieder die Stimme des Knaben, des Klement Walzel: Mein Vater hat es nicht gethan, ich weiß es! Und aus dem zornfunkelnden Augen, mit denen der Knabe ihn angesehen hatte, blidte ihm die Anklage entgegen: Du tannst meinen Vater retten, und Du thust es nicht. Mörder, elender Mörder! Stanislawski preßte die Hände gegen sein Gesicht.

„Ich weiß ja nichts, gar nichts!“ murmelte er, sich noch einmal wehrend gegen die Stimme, die in ihm immer mächtiger wurde. Er schüttelte sich wie im Fieber. Dann sah er um sich wie einer, der aus einem schweren Traum erwacht.

Langsam stand er auf, legte Feder und Papier zurecht und begann zu schreiben. Er schrieb und schrieb, ohne abzusehen, gleichsam als diktire ihm Jemand etwas, das er um jeden Preis, fast gegen seinen Willen schreiben mußte. Nun konvertierte er sein Schriftstück und schrieb die Adresse: Herrn Rechtsanwalts Dovers in Ratibor. Und als fürchtete er, daß sein Brief zu spät kommen könnte, oder vielleicht auch, daß er ihn morgen nicht mehr abfinden würde, ging er selbst hinunter über den Marktplatz, hinter dessen dunklen Fenstern die Bürger von Marienberg längst schliefen, und steckte den Brief an den Vertheidiger des Müllers Walzel in den Postkasten. Dann lehrte er nach Hause zurück, todtmüde, als habe er eine schwere, schwere Arbeit vollbracht.

Am andern Morgen kam Klement Walzel wieder in die Apotheke. Stanislawski sah elend aus, als habe er das Fieber gehabt; aber er war gegen den Jungen freundlich.

„Geh nur nach Hause,“ sagte er, „ich habe nach Ratibor geschrieben, und wenn Dein Vater unschuldig ist, kommt er frei.“

In derselben Stunde erhielt der Vertheidiger des Müllers den Brief mit der Analyse des Schweinfurter Grün und dem Nachweis, daß man gefunden habe, Arsenit und Kupfer theile sich im Lauf der Zeit den Gräbern und den Leichen mit.

Der Rechtsanwalts las den Brief zweimal.

„Der kommt in zwölfter Stunde,“ rief er. „Ich hätte für das Leben des Müllers keine fünfzig Pfennig mehr gegeben und nun tettet ihn wahrscheinlich sein größter Feind! Was für ein komplizirter Apparat ist doch das Menschenherz!“

Er beantragte die sofortige Untersuchung der auch in den Ratiborer Kirchen vorhandenen Todtenkränze und die Oeffnung des Grabes einer vor Jahren mit solchem Kranze begrabenen Jungfrau. Auch in diesem Graben fanden sich Arsenit und Kupfer vor. Da man dem Müller in betreff der Brandstiftungen ohnehin nichts nachweisen konnte, endete der Prozeß nach diesen Entdeckungen mit seiner Freisprechung.

ter gegeben. Der Sieg, den er über sich selbst errungen, und das Gefühl, daß er den Müller gerechert hatte, machte ihm diesen Fall lieb. Weil jedoch der Müller ihm möglichst auswich, Klement Walzel aber seit der günstigen Wendung im Prozeß seines Vaters öfter in die Apotheke kam, schloß Stanislawski den Jungen allmählich in's Herz. Klement hatte sich zuerst den Sachverhalt mit dem Schweinfurter Grün genau erzählen lassen und dann für chemische Experimente ein solches Interesse an den Tag gelegt, daß der Apotheker ihn eines Tages mit in sein Laboratorium nahm.

Die Apothekerin schüttelte zwar den Kopf und konnte sich über diese merkwürdige Freundschaft lange nicht beruhigen. Aber die Liebe ist ein ebenso sturtes Kontagium wie der Haß. Mit einem kleinen, schüchternen Versuch hatte sie angefangen, sich zwischen Stanislawski und dem Sohn des Müllers einzustellen, und jetzt, wo es entschieden war, daß der Klement Chemie studiren sollte, da ist alle Aussicht vorhanden, daß sich das Kontagium den beiden Familien Stanislawski und Walzel mittheilen wird.

Ja, das Menschenherz ist ein komplizirter Apparat.

Englische Anleihen bei der deutschen Sprache.

Was haben die Engländer von uns? Wer ihr zähes Festhalten am Alten kennt, ihr Mißtrauen gegen alles Fremde, besonders aber gegen das, was aus Deutschland kommt, wird sich nicht wundern, daß die Worte „made in Germany“, die den englischen Sprachschatz bereichert haben, sich nahezu an den Fingern der Hand berechnen lassen. Zunächst — wir entnehmen die nachfolgenden Darlegungen dem interessanten Buche „Von Sprache und Art der Deutschen und Engländer“ von Max Meppel — seien einige Ausdrücke verzeichnet, die, ohne deutsch zu sein, das Wort „German“ enthalten oder eine deutsche Stadt als Bezugsquelle: „German sausage“ (Wiener Würstchen) und „German tops“ (Nürnbergerspielsachen); „to be stuffed like a Strasbourg Goose“ spielt auf die Straßburger Gänselebern an; „Dresden“ bedeutet Meißner Porzellan. Lebrreich ist immer, was die Wipplätter in dieser Richtung leisten. Die Kenntniß der Engländer vom Deutschthum werden sie nicht vermehren: „Hurra!“ — „Ach Gott!“ — „Nicht wahr?“ — „Sauertraut“, „Waterland“, das ist so ziemlich alles. Hurra soll unsere Begeisterungsfreudigkeit treffen. Sauertraut, eines der ältesten Lehnwörter, ist unser vermeintliches Nationalgericht. Waterland mögen sie aus der Zeit haben, da die deutschen Flüchtlinge in England herumschwärmten und von ihrem politischen Ideal eines geeinigten Vaterlandes schwärmten. Aus der gelehrten Sprache stammen: Aufklärung, Weltanschauung, Stimmung, Leitmotiv. Völlig gleichwertige Begriffe existiren dafür nicht. Leitmotiv dankt natürlich Richard Wagner, dem inbrünstig, aber nicht frei von Mode-Auswüchsen Verehrten, sein Dasein. Auf die Philologie beschränkt sich die Vorrede „Ar“ in Kompositis wie Urhamlet, Urfaust. Das deutsche Bier ist heute jenseit des Kanals eine Mode geworden, die zur Verbrüderung der Völker beiträgt. Es schmeckt zwar nicht wie in der Heimath, da es unter der Seereise leidet, aber sein vernünftiger Engländer, der die Junge auf dem rechten Fled hat, ist gegen seine Vorgänge unempfindlich. Er hat seine Verbindlichkeit durch die beiden Bezeichnungen Lager und Spaten bezeugt. Daß er auch deutschem Wein, wenigstens in der Sprache, ein Denkmal gesetzt hat, indem er jeden Weisknecht hoch nennt (von Hochheimer abgeleitet), kommt ihm nicht mehr zum Bewußtsein. Zum Schluß soll noch ein buntes Sträußchen von Lehnwörtern zusammengedungen werden: Schottisch, Meeresschaum, Rindergarten, Kaiser, Blücker (Halbfischel zum Schnüren wie Blücker's Husarentiefel). Das Resthäuschen unter ihnen ist Bummel; der lustige Jerome K. Jerome hat es durch sein übermüthiges Buch „Three Men on the Bummel“ seiner Mutter-sprache einzuverleiben gesucht.

General Trialmont und der französische Generalstab.

Aus Brüssel wird geschrieben: Der dieser Tage verstorbene General Trialmont pflegte mit Vorliebe ein Geschichtchen zu erzählen, das nicht des Humors entbehrt. Als er mit den Arbeiten zu seinem 1885 erschienenen Werke: „Die Befestigungskunde der Gegenwart“ beschäftigt war, reiste er auch nach Paris um sich vom französischen Generalstab einige Pläne, die ihm noch fehlten, zu erbitten. Es handelte sich dabei um den neuen Typus gewisser französischer Forts. Aber der französische Generalstab erklärte sich außer Stande, selbst für einen rein wissenschaftlichen Zweck seine Geheimnisse preiszugeben.

„Gut,“ erwiderte darauf Trialmont, „mein Gewissen und meine Ehrlichkeit verlangen, daß ich dieses Geschichtchen an Sie richtete. Sie schlugen es mir ab. Das ist Ihr Recht und vielleicht sogar Ihre Pflicht. So werde ich mich denn nach Berlin wenden müssen.“

That es und bekam dort sofort die Pläne der in Frage stehenden französischen Forts ausgeliefert. Man findet sie in seinem Buche reproduzirt.

Ein Formfehler.

Serenissimus befindet sich mit Kindermann auf einem Spaziergang. Da bemerkt er, wie mehrere Leute eifrig einen Zeitel studiren, welcher am nächsten Hause angehängen ist. Neugierig tritt er heran und Kindermann muß den Inhalt vorlesen. Es ist ein Pamphlet auf Serenissimus, welches seinen jüngsten Erlach „höheren Blödsinn“ nennt. Einen Moment ist Serenissimus sprachlos, dann sagte er im Tone äußerster Entrüstung: „Ach, Kindermann, sofort ändern, daß — soll allerhöchsten heißen!“

Die Hermsel.

Frau Hatterson: „Was, vierzig Köhinnen haben Sie in drei Monaten gehabt?“

Frau Catterton: „Ja, und keiner von ihnen konnte ich's recht machen.“

Englischer Gerichtssaal. — Humor.

Nachstehende Geschichte wird von dem berühmten Rechtsanwalt Edwin James erzählt, dem später wegen seines unwürdigen Benehmens die Berechtigung zu plaidiren entzogen wurde, gerade als er zum „Solicitor-General“ ernannt werden sollte. Edwin James war wegen seiner Abgebühreten berüchtigt. Eine Zeitlang hatte er seine Wohnung im Londoner Westend, ohne daß es dem unglücklichen Wirth jemals gelang, seine Miete zu bekommen. Schließlich nahm er seine Zuflucht zu einem Hilfsmittel, in der Hoffnung, dadurch in seinem Miether ein Gefühl für seine Verpflichtungen zu erwecken. Er fragte ihn nämlich, ob er ihm freundschaftlich in einer kleinen Rechts-sache, die ihn betrafte, seinen Rath ertheilen wolle, und als James einwilligte, schrieb er eine Darstellung seines Falles auf, in der er genau seine eigenen Beschwerden gegen den gelehrten Anwalt angab und ihn bat, ihm zu raten, was er als Wirth unter solchen Umständen am besten zu thun hätte. Am nächsten Morgen erhielt er die Schrift mit folgendem Zufug zurück: „Meiner Meinung nach ist dies ein Fall, der nur ein Heilmittel zuläßt: Gebuld. Edwin James.“

Der einzige Fehler des genialen Richters Lord Bowen's war vielleicht ein ungehöriger Hang zur Ironie, dem er einmal von der Richterbank aus mit verhängnisvoller Wirkung auf die Jury nachgab. Kurz vor seiner Ernennung zum Unterrichter verhandelte er in einer Landstadt gegen einen Ew. Redner, und um die Langeweile des Verfahrens etwas zu unterbrechen, referirte er alle Thatsachen folgendermaßen: „Sie werden bemerkt haben, meine Herren, daß der Ankläger großen Nachdruck auf die Ungeheuerlichkeit des Vergehens, dessen der Gefangene angeklagt ist, legte, und deshalb gehört es sich, daß seitens des Angeklagten darauf hingewiesen wird, daß er auf alle Fälle bei seinem Unternehmen sehr rüchrichtig gegen die Bewohner des Hauses vorging. Um 3. B. die Wirthin, eine, wie Sie gesehen haben, frange Dame, nicht zu stören, zog er mit empfehlenswerther Besorgnis seine Stiefel aus und ging trotz des unfreundlichen Wetters in Strümpfen amher. Weiter statt mit unbesonnener Raubgier in die Speisekammer zu stürzen, entfernte er sorgfältig den Kohlenimer und andere Hindernisse, die, wenn er gedankenlos mit ihnen zusammengestürzt wäre, so viel Lärm gemacht hätten, daß die ermateten Dienstmädchen aus ihrer wohlverdienten Ruhe erweckt worden wären.“

Ein liebenswürdiger Minister.

Von dem ehemaligen Abgeordneten Georges Perrin, der kürzlich gestorben ist, erzählt der „Gaulois“ folgende Geschichte: Perrin hielt eines Tages im Parlament eine sehr konfuse Rede über die Marine, wobei er mit phantastischen Zahlen jonglirte, und in einem Augenblick, von dem er auch nicht einen „blasen Schimmer“ hatte, blind herumtappte. Rouher, der berühmte Staatsmann und Minister, hörte zu, wurde aber schließlich bei dem Unfinn, den er anhören mußte, so erregt, daß er aufsprang und auf Robert Mitchell zu eilte, den er mit den Worten anredete: „Sie haben ja nette Bekanntschaften.“

General Trialmont und der französische Generalstab.

Aus Brüssel wird geschrieben: Der dieser Tage verstorbene General Trialmont pflegte mit Vorliebe ein Geschichtchen zu erzählen, das nicht des Humors entbehrt. Als er mit den Arbeiten zu seinem 1885 erschienenen Werke: „Die Befestigungskunde der Gegenwart“ beschäftigt war, reiste er auch nach Paris um sich vom französischen Generalstab einige Pläne, die ihm noch fehlten, zu erbitten. Es handelte sich dabei um den neuen Typus gewisser französischer Forts. Aber der französische Generalstab erklärte sich außer Stande, selbst für einen rein wissenschaftlichen Zweck seine Geheimnisse preiszugeben.

Ein Formfehler.

Frau Hatterson: „Was, vierzig Köhinnen haben Sie in drei Monaten gehabt?“

Frau Catterton: „Ja, und keiner von ihnen konnte ich's recht machen.“